

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Offenburger Tageblatt. [Offenburg-Stadt]. 1950-1952 1950

1 (6.5.1950) Wochenbeilage zum Offenburger Tageblatt

Die schwarze Spinne / Von Jeremias Gotthelf

Ueber die Berge hob sich die Sonne, leuchtete in klarer Majestät in ein freundliches, aber enges Tal und weckte zu frühlichem Leben die Geschöpfe, die geschaffen sind, sich an der Sonne ihres Lebens zu freuen. Aus vergoldetem Waldessaum schmetterte die Amsel ihr Morgenlied, zwischen funkelnden Blumen in perlendem Gras tönte der schnüchtigen Wachtel eintönend Minnelied, über dunkeln Tannen tanzten brünstige Krähen ihren Hochzeitsreigen oder krächzten zärtliche Wiegenlieder über die dornichten Bettchen ihrer ungefederten Jungen.

In der Mitte der sonnenreichen Halde hatte die Natur einen fruchtbaren, beschirmten Boden eingegraben; mitten drin stand stattlich und blank ein schönes Haus, eingefasst von einem prächtigen Baumgarten, in welchem noch einige Hochäpfelbäume prangten in ihrem späten Blumenkleid; halb stand das vom Hausbrunnen bewässerte üppige Gras noch, halb war es bereits dem Futtergang zugewandert. Um das Haus lag ein sonnträgliger Glanz, den man mit einigen Besenstrichen, angebracht Samstag abends zwischen Tag und Nacht, nicht zu erzeugen vermag, der ein Zeugnis ist des köstlichen Erbgutes angestammter Reinlichkeit, die alle Tage gepflegt werden muß, der Familienghre gleich, welcher eine einzige unbewachte Stunde Flecken bringen kann, die, Blutflecken gleich, unauslöschlich bleiben von Geschlecht zu Geschlecht, jeder Tünche spottend.

Nicht umsonst glänzte die durch Gottes Hand erbaute Erde und das von Menschenhänden erbaute Haus im reinsten Schmuck; über beide erglänzte heute ein Stern am blauen Himmel, ein hoher Feiertag. Es war der Tag, an welchem der Sohn wieder zum Vater gegangen war, zum Zeugnis, daß die Leiter noch am Himmel stehe, auf welcher Engel auf- und niedersteigen und die Sache des Menschen, wenn sie dem Leib sich entwindet, und ihr Heil und Augenmerk beim Vater droben war und nicht hier auf Erden; es war der Tag, an welchem die ganze Pflanzenwelt dem Himmel entgegenwächst und blüht in voller Ueppigkeit, dem Menschen ein alle Jahre neu werdendes Sinnbild seiner eigenen Bestimmung. Wunderbar klang es über die Hügel her, man wußte nicht, woher das Klingeln kam, es tönte wie von allen Seiten; es kam von den Kirchen her draußen in den weiten Tälern; von dort her kündeten die Glocken, daß die Tempel Gottes sich öffnen allen, deren Herzen offen seien der Stimme ihres Gottes.

Ein reges Leben bewegte sich um das schöne Haus. In des Brunnens Nähe wurden mit besonderer Sorgfalt Pferde gestriegelt, stattliche Mütter, umgaukelt von lustigen Füllen; im breiten Brunnengraben stülten behaglich blickende Kühe ihren Durst, und zweimal mußte der Bube Besen und Schaufel nehmen, weil er die Spuren ihrer Behaglichkeit nicht sauber genug weggeräumt. Herzhaft wuschen am Brunnen mit einem handlichen Zwilchsetzen stämmige Mägde ihre rotbräunten Gesichter, die Haare in zwei Knäuel über den Ohren zusammengedreht, trugen mit eifertiger Emsigkeit Wasser durch die geöffnete Tür, und in mächtigen Stößen hob sich gerade und hoch in die blaue Luft empor aus kurzem Schornstein die dunkle Rauchsäule.

Langsam und gebeugt ging an einem Hakenstock der Großvater um das Haus, sah schweigend dem Treiben der Knechte und Mägde zu, streichelte hier ein Pferd, wehrte dort einer Kuh ihren schwerfälligen Mutwillen, zeigte mit dem Stecken dem unachtsamen Buben noch hier und dort vergessene Strohhalme und nahm dazu fleißig aus der langen Weste tiefer Tasche das Feuerzeug, um seine Pfeife, an der er des Morgens trotz ihres schweren Atems so wohl lebte, wieder anzuzünden.

Auf rein gefegter Bank vor dem Hause neben der Tür saß die Großmutter, schönes Brot schneidend in eine mächtige Kachel, dünn und in eben rechter Größe jeden Bissen, nicht so unachtsam wie Köchinnen oder Stubenmägde, die manchmal Stücken an denen ein Walfisch ersticken müßte. Wohlgenährte, stolze Hühner und schöne Tauben stritten sich um die Brosamen zu ihren Füßen, und wenn ein schüchternes Täubchen zu kurz kam, so warf ihm die Großmutter ein Stückchen eigenes zu, es tröstend mit freundlichen Worten über den Unverstand und den Ungestüm der andern.

Drinnen in der weiten reinen Küche knisterte ein mächtiges Feuer von Tannenholz, in weiter Pfanne knallten Kaffeebohnen, die eine stattliche Frau mit hölzerner Kelle durcheinander rührte, nebenbei knarrte die Kaffeemühle zwischen den Knien einer frischgewaschenen Magd; unter der offenen Stubentür aber stand, den offenen Kaffeesack noch in der Hand, eine schöne, etwas blasse Frau und sagte: „Du, Hebamme, röste mir den Kaffee heute nicht so schwarz, sie könnten sonst meinen, ich hätte das Pulver sparen mögen. Das Göttis (Paten) Frau ist gar grausam mißtreu und legt einem alles zuungunsten aus. Es kommt heute auf ein halb Pfund mehr oder weniger nicht an. Vergiß auch ja nicht, daß Weinwarm zu rechter Zeit bereit zu halten! Der Großvater würde meinen, es wäre nicht Kindtaufe, wenn man den

Gevatterleuten nicht ein Weinwarm aufstellen würde, ehe sie zur Kirche gehen. Spare nichts daran, hörst du! Dort in der Schüssel auf der Kachelbank ist Safran und Zimt, der Zucker ist hier auf dem Tische, und nimm Wein, daß es dich dünkt, es sei wenigstens halb zu viel; an einer Kindtaufe braucht man nie Kummer zu haben, daß sich die Sache nicht brauche.“

Man hört, es soll heute die Kindtaufe gehalten werden im Hause, und die Hebamme versieht das Amt der Köchin ebenso geschickt wie früher das Amt der Wehmutter, aber sputen muß sie sich, wenn sie zu rechter Zeit fertig werden und am einfachen Herd alles kochen soll, was die Sitte fordert.

Aus dem Keller kam mit einem mächtigen Stück Käse in der Hand ein stämmiger Mann, nahm von der blanken Kachelbank den ersten besten Teller, legte den Käse darauf und wollte ihn in die Stube auf den Tisch tragen von braunem Nußbaumholz. „Aber Benz, aber Benz“, rief die schöne, blasse Frau, „wie würden sie lachen, wenn wir keinen bessern Teller hätten an der Kindtaufe!“ Und zum glänzenden Schrank aus Kirschbaumholz, Buffert genannt, ging sie, wo hinter Glasfenstern des Hauses Zierden prangten. Dort nahm sie einen schönen Teller, blau gerändert, in der Mitte einen großen Blumenstrauß, der umgeben war von sinnigen Sprüchen, zum Beispiel:

O Mensch, faß in Gedanken:
Drei Batzen gilt das Pfund Anken.
Gott gibt dem Menschen Gnad,
Ich aber wohn' im Maad.
In der Hölle, da ist es heiß,
Und der Hafner schafft mit Fleiß,
Die Kuh, die frißt das Gras;
Der Mensch, der muß ins Grab.

Neben den Käse stellte sie die mächtige Zöpfe, das eigentümliche Berner Backwerk, geflochten wie die Zöpfe der Weiber, schön braun und gelb, aus dem feinsten Mehl, Eiern und Butter gebacken, groß wie ein Jähriges und fast ebenso schwer; und oben und unten pflanzte sie noch zwei Teller. Hochaufgetürmt lagen auf denselben die appetitlichen Küchlein, Habkuchlein auf dem einen, Eierkuchlein auf dem andern. Heiße, dicke Nidel stand in schön geblühten Hafen zugedeckt auf dem Ofen, und in der dreibeinigen glänzenden Kanne mit gelbem Deckel kochte der Kaffee. So harrete auf die erwarteten Gevatterleute ein Frühstück, wie es Fürsten selten haben und keine Bauern auf der Welt als die Berner. Tausende von Engländern rennen durch die Schweiz, aber weder einem der angejagten Lords noch einer der steifbeinigen Ladies ist je ein solches Frühstück geworden.

„Wenn sie nur bald kämen, es wäre alles bereit“, seufzte die Hebamme. „Es geht jedenfalls eine gute Zeit, bis alles fertig ist und ein jedes seine Sache gehabt hat, und der Pfarrer ist grausam pünktlich und gibt scharfe Verweise, wenn man nicht da ist zu rechter Zeit.“ „Der Großvater erlaubt auch nie, das Wägeli zu nehmen“, sagte die junge Frau. „Er hat den Glauben, daß ein Kind, welches man nicht zur Taufe trage, sondern führe, träge werde und sein Lebtag seine Beine nie recht brauchen lerne. Wenn nur die Gotte (Patin) da wäre, die versäumt am längsten, die Göttere machen es kürzer und könnten immerhin nachlaufen.“ Die Angst nach den Gevatterleuten vorbereitete sich durchs ganze Haus. „Kommen sie noch nicht?“ hörte man allenthalben; in allen Ecken des Hauses schauten Gesichter nach ihnen aus, und der Türk bellte aus Leibeskräften, als ob er sie herbeirufen wollte. Die Großmutter aber sagte: „Ehemals ist das noch nicht so gewesen, da wußte man, daß man an solchen Tagen zu rechter Zeit aufzustehen habe und der Herr auf niemanden warte.“ Endlich stürzte der Bub in die Küche mit der Nachricht, die Gotte komme.

Sie kam, schweißbedeckt und beladen wie das Neujahrskindlein. In der einen Hand hatte sie die schwarzen Schnüre eines großen, blumenreichen Wartsäckleins, in welchem, in ein fein weißes Handtuch gewickelt, eine große Zöpfe stach, ein Geschenk für die Kindbetlerin. In der andern Hand trug sie ein zweites Säcklein, und in demselben war eine Kleidung für das Kind, nebst einigen Stücken zu eigenem Gebrauch, namentlich schöne weiße Strümpfe; und unter dem einen Arm hatte sie noch eine Drucke mit dem Kränzchen und der Spitzenkappe mit den prächtigen schwarzseidenen Haarschnüren. Freudig tönten ihr die „Gottwilchen“ (in Gott willkommen) entgegen von allen Seiten, und kaum hatte sie Zeit, von ihren Bürden eine abzustellen, um den entgegen gestreckten Händen freundlich zu begegnen. Von allen Seiten streckten sich dienstbare Hände nach ihren Lasten, und unter der Tür stand die junge Frau, und da ging ein neues Grüßen an, bis die Hebamme in die Stube mahnte: sie könnten ja drinnen einander sagen, was der Brauch sei.

Und mit handlichen Manieren setzte die Hebamme die Gotte hinter den Tisch, und die junge Frau kam mit dem Kaffee, so sehr auch die Gotte sich weigerte und vorgab, sie hätte schon gehabt.

Fortsetzung folgt.

Zwischen Rhein und Schwarzwald Wochenbeilage zum Offenburger Tageblatt

1. JAHRGANG

6. MAI 1950

NUMMER 1

Ueber das Vertrauen / Von Otto Heuschele

Zum 50. Geburtstag des in Schramberg geborenen Schwarzwälder Erzählers und Essayisten Otto Heuschele am 8. Mai bringen wir nachstehende Betrachtung aus seiner Feder

Wir leben in einer erschütterten Welt, die Zeitungen, die wir am Morgen aufblättern, sagen es uns, wenn sie von den weltweiten politischen Spannungen, von den wirtschaftlichen und sozialen Nöten und Sorgen, von den kulturellen Krisen sprechen. Aber was sie festhalten, ist nur das Oberflächenbild der Epoche. Wer tiefer blickt, und jeder müßte sich mühen, tiefer zu sehen, der erkennt die Krise in ihren Wurzelgründen und wird alsbald entdecken, daß die erschütterte Welt nur der sichtbare Ausdruck für die Erschütterung des Menschen ist. Der Mensch, der das Leben dieser Erde bestimmt, dem durch die Kräfte seines Geistes die Macht gegeben ist über die Kräfte der Natur, der auf seinem Wege zur Beherrschung der Natur unendlich weit vorgedrungen ist, so weit, daß er plötzlich vor der Möglichkeit steht, die Erde selbst zu vernichten, dieser Mensch ist in eine der gewaltigsten Krisen seines Daseins geraten. Es ist nicht die erste. Wer die Geschichte befragt, der erfährt, daß der abendländische Mensch bereits des öfteren solche Krisen durchleben mußte. Vielleicht war keine so unmittelbar tödlich wie diese, bedrohlich aber war jede, und sorgenvolle Stimmen erhoben sich jedesmal warnend und mahnend.

Immer wieder aber hat der Mensch an den großen Kreuzwegen seiner Geschichte die Heil- und Heilskräfte geschaffen und aus sich selbst entfaltet, vermöge derer er sich erneuern und weiterleben konnte. Er schuf diese Kräfte freilich niemals nur aus sich selbst und aus der eigenen Kraft allein, sondern aus seiner Gebundenheit an die transzendente Macht, der er sich verantwortlich, an die er sich gebunden wußte: an Gott. Er sprach und spricht letzten Endes immer wieder ein großes Vertrauen zu Gott aus all jenen Versuchen der Erneuerung. Nur aus diesem Vertrauen heraus wurden die großen Krisen, in die die Menschheit immer wieder geriet, überwunden.

Erlebnis des Schwarzwaldes / Von Rudolf Geck

Es wird wieder sein wie so manches Jahr: die Kleinbahn hält, ein Häuflein Touristen und Dörfler steigen aus, eilen abwärts, dem Kirchturn zu. Einige Minuten gehe ich mit, dann ab nach links, allein. Zuerst über das Pfädchen, das ins bucklige Wiesental schneidet. Grauweisse Wasseradern blitzen auf, aus den Heuhütten duftet's, Mädels rechnen, eine zitternde Luftwelle strömt herüber, die Lerche steht, ein brauner Punkt, im tiefen Blau. Rundum das Gebirge, in mächtigen Linien, schwarzgrün, der Tannen, Tannen, Tannen unabsehbare Reihen, vom Gold der Sonne beblinkt, reglos mit funkelnden Spitzen. Der Weg klimmt an zum Berg. Nun schon im Wald. Auf weichem Boden geht der heiße Schuh. Tiefgrüne Einsamkeit. Ein schmaler Streifen Blau noch grüßt von oben. Die Welt so weit, kein Haus, kein Stein, keines Menschen Stimme. Der Atem Gottes weht dir zu, du ziehst ihn ein, er ist wie kühle Milch. Und weiter so hinauf, in Krümmungen höher. Es ist des Sommers glühe Zeit. Von Tannentrieben geht ein harziger Ruch, Lichtbalken schrägen ein, hellgolden neben schwerem Grün. Ein Häher schreit, schwebt ab, es knackt ein Ast, ein Eichhörnchen turnt, es raschelt in den Beeren. Und Schweigen wieder feierlich, und grenzenlose Einsamkeit. Das Blut geht sanft und weit dehnt sich die Brust.

Die nächste Wiese lockt. Viereckig eingeschnitten in den Wald. Am Rande flammt kerzengerade, rotviolett, der Fingerhut in dichten Gruppen. Unter Farnen gluckst ein Wasser. Die Wiese prangt mit Grün und Gold und ruht im blanken Sonnenschein. Kaum läuft ein Zittern über ihre Gräser. Die Stille klingt. Du wirfst dich in das Gras, lugst durch die Halme, gewahrt das kleine Leben. Die Biene saugt die Blüte

Heute fehlt dem Menschen in weitem Maße dieses Vertrauen. Der Mensch der Säkularisation ist selbstherrlich geworden. er hat sich selbst zur Mitte der Schöpfung erhoben und wähnt sich dem Ziel des Menschseins näher und näher gekommen. Das Vertrauen zu Gott schwand dahin und damit auch das Vertrauen zu den Menschen. Denn es ist tiefe und eine völlig unlösbare Verbundenheit zwischen dem Verhältnis des Menschen zu Gott und dem Verhältnis der Menschen untereinander. Wo jenes fragwürdig wird und abreißt, da zerbricht gleichzeitig auch dieses. Das ist die Situation unserer Zeit. Der Mensch krankt an einem gewaltigen Mangel an Vertrauen sowohl zu Gott als zu den Nebenmenschen.

Wo der Mensch aber das Vertrauen verliert, da wächst, wie in einem ungepflegten Garten oder Acker, das Mißtrauen auf, das den Menschen vom Menschen trennt, das ihn im Nebenmenschen den Feind, den Gegner erkennen läßt. Wo der Mensch kein Vertrauen mehr um sich breitet, da entsteht eine Atmosphäre, in der es schwer, ja unmöglich wird, zu leben, in die das Mißtrauen, die Verachtung, der Nihilismus einbricht.

Verfassungen, Verordnungen und Gesetze vermögen wohl das Leben der Menschen untereinander zu regulieren, sie vermögen Zusammenstöße zu verhindern, und wo solche eingetreten sind, sie zu beseitigen. Eine Atmosphäre guten Lebens entsteht indessen nur dort, wo Vertrauen herrscht, wo einer dem andern vertraut und die Treue hält, ja, wo der Mensch sich selbst vertraut und sich selbst treu bleibt, endlich dort, wo er, die Grenzen seiner Menschlichkeit erkennend, sich den höheren Mächten anvertraut und verantwortlich weiß. Wenn wir einander Vertrauen schenken, tragen wir auch die Verantwortung für einander und schaffen damit die Fundamente, auf denen unser Leben in der Gemeinschaft des Volkes und der Völker neu aufgebaut werden kann. Es ist darum nichts wichtiger, als daß jeder von uns es sich zur Aufgabe macht, Vertrauen um sich zu breiten und Vertrauen zu schenken, wo immer er es vermag.

aus, Goldfliegen schwirren, Spinnen tun ihr bedächtiges Werk, Käfer in roten Panzerröcken klettern auf und ab. Es springt und stürzt und eilt, es summt und zirpt, hat seinen hellen Tag mit Lust und Kampf.

Der Höhe zu auf heißen Rängen, über braune, in den Wald gezogene Serpentin. Bei jedem Umblick neues Bild, ein Satteltal vom Wald umgriffen, vom Bach durchschwätzt, Blick auf den fernen Strang der Eisenbahn, Blick auf das Dorf, so spielzeugklein, mit Papa Kirchturn mitten drin, die Mühle dort, die Hütte hier. Und dann auf letzter Kuppe die augenfüllende Schau in die tiefgebreitete Landschaft mit Dorf und Wald und Wiesen und Aekern, Straßen, mit Mulden und Senken, talab zerfließend in matten Duft, bergoben überschwungen vom ungeheuren Zug der Wälder, die fern den Horizont umgrenzen.

Auf deiner Bank im Luftmeer sitztest du, von weißen Wolken überschimmert, und trinkst die Luft und siehst den Glanz und fühlst dich rauschhaft stark durchdröhnen. Vielleicht hebst du die Arme hoch und jubelst einen Ruf, vielleicht senkst dir ein Traum die Lider und machst dich wohlighat, vielleicht blüht dir ein Vers, vielleicht ein Bild, vielleicht reift dir ein schöner Brief. Du weißt, in diesen Tälern, diesen Wäldern wirst du dir eigen sein, romantisch oder weich versonnen. Hier oben wirst du wieder aller Gnade voll, bist wieder eine Kreatur, kindhaft beruhigt und der Welt versöhnt.

(Mit diesen schönen Worten besingt der unvergeßliche „ck“ der alten „Frankfurter Zeitung“ in seinem Buch „So war es“ (Societäts-Verlag) den Schwarzwald).

Orgelbauer und Weingutsbesitzer / Von Otto Ernst Sutter

Am 5. Mai dieses Jahres sind hundertfünfundsechzig Jahre verstrichen, seit zu Dijon Karl Joseph Riepp, der von seinen Zeitgenossen hochgeehrte, von Kennern der Orgelbaukunst auch heute noch vielbewunderte Erbauer zahlreicher Orgeln in burgundischen Städten, vor allem aber auch der Orgeln in der berühmten Barockkirche von Ottobern und im Münster von Salem am Bodensee das Zeitliche gesegnet hat. Man darf in ihm recht eine Gestalt des vollentfalteten Barocks sehen, eine Persönlichkeit von ursprünglicher Volkstümlichkeit und zugleich von hohem künstlerischem Schöpfungstalent.

Als Sohn eines Schneiders und Mesners in einem Ottobern unmittelbar benachbarten Ort wurde Karl Joseph Riepp 1710 geboren. Er hatte das Glück, schon in jungen Jahren bei meisteilichen Orgelbauern im Heimatstädtchen eine gründliche Lehre zu empfangen. Wanderjahre führten ihn nach Straßburg, wo er kurz vor dessen Tod noch Andreas Silbermann kennen lernte, mit dessen Sohn Johann Andreas ihn später eine enge Freundschaft verband, und von Straßburg nach Paris. In Dijon ließ er sich dann nieder, ehelichte eine Bürgerin aus Dole und begann mit seinem Bruder Rupprecht zunächst im Burgundischen als Orgelbauer eine ausgedehnte Tätigkeit zu entfalten. Als seine großartigsten Leistungen aber gelten die Orgeln, die er für Salem und vor allem für Ottobern schuf. Sie werden noch heute als wahre Wunderwerke bestaunt. Und der Ruhm Ottoberns, der kaum erneut langatmig begründet zu werden braucht, stützt sich vor allem auch auf die Dreifaltigkeitsorgel im Chor der ehemaligen Abteikirche und auf die Heiligeistorgel jener gegenüber.

Alt-Tennenbach / Ein altes badisches Kloster, von Richard Fahr-Til

Die alten Zähringer waren ein ausgesprochenes Gründergeschlecht, denn nicht wenige Städte am Oberrhein und auf dem Wald verdanken ihren Ursprung der persönlichen Initiative irgend eines Mitglieds dieses Geschlechts. Der zwischen 1152 und 1186 lebende Herzog Berthold IV. von Zähringen gilt als Gründer Tennenbachs. Zwölf Mönche des Zisterzienser-Klosters Frienis im Kanton Bern rodeten und bauten unter Abt Hesso in der Waldeinsamkeit zwischen den Dörfern Keppenbach und Müßbach, im Emmendinger Gebiet. Grund und Boden waren in den Jahren 1158 bis 1161 von dem Edlen Kuno von Horben für dreißig Mark Silbers und ein Maultier angekauft worden. Im Mutterstegener Wald, der Gemeinde Müßbach gehörig, schlugen die Mönche ihr Holz. Das neugegründete Kloster besaß außerdem den Loberhof und diverse Besitzungen im Breittental zu Lehen.

Bei allen Verhandlungen wirkte Herzog Berthold als Vermittler, der im Jahre 1160 auf seinem Schloß Hochburg eine feierliche Übergabe der Besitzungen an das neue Kloster unter Anwesenheit zahlreicher Edler und Herren aus dem Breisgau veranstaltete. 1158 war bereits mit dem Bau des Klosteranwesens begonnen worden, obwohl der Kauf der Güter erst 1161 fix und fertig gediehen war. Das rasche Aufblühen des Klosters in der Folgezeit wurde durch Stiftungen von allen Seiten gefördert, wobei Kaiser und Päpste mit ihren Schirm- und Schutzbriefen nicht sparten. 1216 erwarb es die eigenen Leute und Güter zu Mundingen. Berthold V. war jedoch dem Kloster nicht günstig gesinnt. Er hatte die Sache der Weifen verlassen und war zur staufischen Partei übergewechselt und diese Antipathie nahm zu, als der damalige Abt sich dem Herzog gegenüber zu mißbilligenden Äußerungen hinreißen ließ.

Wohlwollend erzeigten sich die Grafen von Urach, die hierin noch von den Markgrafen von Hachberg übertroffen wurden, denn 1231 schenkte Markgraf Heinrich I. teils als Geschenk, teils gegen Pfand, dem Kloster Dorf und Kirche zu Müßbach mit dem Wald und den eigenen Leuten und im Jahre 1324 verkaufte Walter von Falkenstein dem recht anscheinlich gewordenen Kloster seine Leute und Güter in Reichenbach bei Keppenbach.

Während der Armagnakenkriege hatte die Gegend um Tennenbach viel unter der Kriegsfurie zu leiden und das Kloster mußte Ausplünderung und Entweihung über sich ergehen lassen. Der damals zuständige Bischof von Konstanz nahm die Neuweihe vor. Der Bauernkrieg, der sich im Jahre 1524 vom Bodensee und oberen Schwarzwald landab wälzte, brachte neue Wirren und Unruhen.

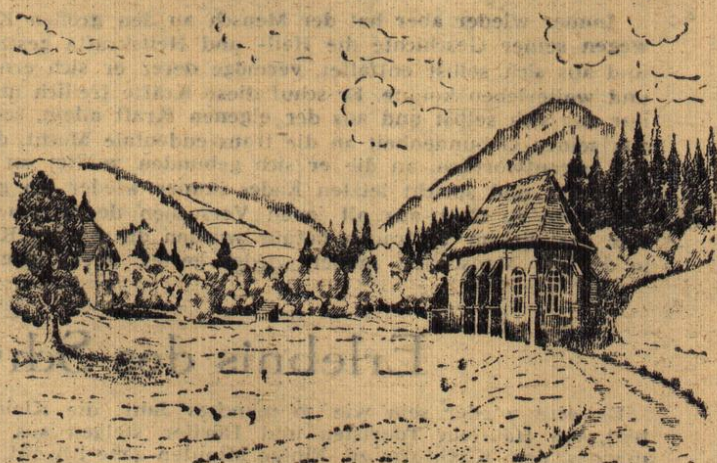
Hans Müller von Bulgenbach begann im folgenden Jahr mit den Bauern des oberen Schwarzwaldes seinen Feldzug in die Baar und den Breisgau. In der Markgrafschaft Hachberg bildete sich der „Haufe aus der untern Markgrafschaft“, dessen Führer Klevi Rudi mit seiner Schar vor die Hochburg zog, die der Markgraf rechtzeitig mit seiner Familie verlassen und der Obhut Georg von Hohenheims, genannt „Bombast“, anvertraut hatte, der die Verteidigung so erfolgreich leitete,

Indessen erwarb sich Karl Joseph Riepp nicht nur mit seinen genialen Orgelschöpfungen Sympathien, er hat auch mit den Weinen aus seinen burgundischen Rebgründen, in denen er die Einkünfte aus dem Orgelbau anlegte, Freunde gewonnen. Auf seine Veranlassung rief Magdalena Rieppin in Ottobern eine Weinwirtschaft ins Leben, die der Bruder mit erlesenen Tropfen belieferte. Aus dem Briefwechsel des originellen Mannes mit Johann Andreas Silbermann erfährt man, daß er „mit dem Weinhandel mehr profitierte als mit dem Orgelbau“, was aber gewiß nur scherzhaft gemeint war. Der Biograph Karl Joseph Riepp's, Joseph Woerschling, erzählt, Riepp habe in Salem, während er dort vier Orgeln für das Münster schuf, Burgunder-Rebzwäige und Baumpflanzen importiert: „Diese Burgunder Reben gedeihen trefflich am Bodensee und haben sich erhalten und vermehrt. Wenn heute noch in Salem und in andern Bodenseeortern markgräflicher „Burgunder“ zu genießen ist, so denken die wenigsten daran, daß diese Weinkultur dem Orgelbauer Karl Joseph Riepp zu danken ist.“

So besteht aller Anlaß, wenn man in der zauberhaften Barockkirche in Ottobern dem Schluchzen und Jubeln, dem Flüstern und Brausen der Riepp'schen Meisterorgel lauscht, auch des Winters zu gedenken, der im Menschentum des Schöpfers jener Werke dem Künstler die Waage hielt. Seltener und beglückt fühlt sich der Hörer bewegt, der sich der Magie überläßt, die von den königlichen Werken aus den Händen des gottbegnadeten Orgelbaukünstlers ausgeht, der offenbar ein nicht minder gottbegnadeter Winzer und Weinfreund gewesen ist.

daß die Bauern abzogen und sich am Kloster Tennenbach schadlos hielten, das ihnen rettungslos verfallen war.

Die Mönche waren bereits geflohen, das Kloster versank nach vorheriger Plünderung in Schutt und Asche. Während der Schwedenkriege mußten die Mönche im Jahre 1632 wieder flüchten und im Verlauf der Belagerung der Hochburg durch kaiserliche Truppen lag im Jahre 1635 eine Abteilung Kroaten



Tennenbacher Tal mit Laienkapelle

zu Tennenbach, die alles durchwühlten und verwüsteten. Nur die Orgelpfeifen sollen durch Bauern der Umgebung gerettet worden sein. Erst nach 1644 herrschte wieder Ruhe in der Gegend, wobei Tennenbach wieder in den vollen Genuß seiner Güter kam.

Im Pfälzischen Erbfolgekrieg, 1688, mußte das ganze Getreide aus der Umgebung nach Freiburg gebracht werden. Wie uns der Chronist berichtet, herrschte sechs Stunden weit in der Gegend große Not, und 1704, im Spanischen Erbfolgekrieg, hauste die Soldateska wieder in der Landschaft und verschonte keine Siedlung, deren Bevölkerung bereits alles verlassen hatte und ins Gebirge geflohen war. Dann herrschte Ruhe.

Das Kloster blühte in der Folgezeit von neuem auf. Aber es war nur äußerer Schein. Das Klosterwesen geriet in Verfall, es waren nicht mehr die strengen Mönche unter Abt Hesso. Schulden häuften sich, wobei die Verwaltung, wie uns der Chronist berichtet, auf verwahrloste Art und Weise gehandhabt und die Wissenschaft völlig vernachlässigt wurde. Ueber die Klosterschule, dem einstigen Stolz der unteren Markgrafschaft, berichtet ein Zeitgenosse: „Man gab den Novizen ein altes Buch in die Hand, ließ sie eine halbe Stunde knien oder sitzen, dann im Garten arbeiten, Holz tragen, in den Chor

gehen und alle vierzehn Tage hat man sie einmal tüchtig ausgescholten...“

Daher beschloß die Vorderösterreichische Regierung die Aufhebung des Klosters. Diplomatisches Geschick und Vorkriegspolitik, nebst Beziehungen am kaiserlichen Hofe erwirkten noch einmal eine neue Bestätigung, aber die Armut, die bereits herrschte, wurde durch die dauernden Truppen-einquartierungen während der Jahre 1799 und 1800 noch vergrößert. 1807 erfolgte die endgültige Aufhebung und die Kirche wurde als Pfarrkirche für die umliegenden Siedlungen verwendet, während die Klostergebäude langsam zerfielen.

Einmal noch fanden sie während des Krieges 1813–1815 vorübergehend als Lazarett Verwendung, und ein heute noch sorgsam gepflegtes Denkmal bezeichnet die Stätte, wo viele der Verwundeten und Erkrankten ihre letzte Ruhestätte fanden.

Später wurden die Gebäude abgebrochen und die Steine als Baumaterial verkauft, während die Kirche vorläufig stehen blieb. Aber nachdem die Bevölkerung sich größtenteils in alle Winde zerstreut hatte und die Unterhaltungskosten sich unrentabel erwiesen, war auch sie überflüssig geworden. Sie wurde abgebrochen und als evangelische Ludwigskirche zu Freiburg wieder aufgerichtet, um es als einziges Denkmal

Fabeltiere des Schwarzwaldes / Vom Humor der Alten

Gajus Julius Cäsar ist zu seinen Lebzeiten nicht nur ein großer Feldherr und Staatsmann, sondern, was vielleicht nicht vielen bekannt sein dürfte, ein Witzbold gewesen, dem wir eine der frühesten Nachrichten über unsere Schwarzwälder Heimat verdanken. Die Scheu der Römer vor den Wäldern des Schwarzwaldgebirges hat er weidlich dazu ausgenutzt, ihnen solche Bären aufzubinden, wie sie ihresgleichen selbst nicht einmal in den germanischen Wäldern umhertrabten.

In seinem Buch über den Gallischen Krieg erwähnt er den Elch als ein Tier vom Aussehen einer Ziege, mit bunt-scheckigem Fell und stumpfen Hörnern. Die Beine waren ohne Gelenke, welcher Umstand es den Tieren unmöglich machte, sich nach einem Sturz wieder aufzurichten. Wenn sie müde waren, lehnten sie sich an dicke Bäume und schliefen im Stehen. Die Schwarzwälder scheinen es schon zu Cäsars Zeiten faustdick hinter den Ohren gehabt zu haben, denn nicht allein die Erzählung, sondern auch die Art und Weise, wie diese Tiere gejagt wurden, ist typisch schwarz-wälderisch. Man paßte gut auf, an welche Bäume sich die Elche lehnten und sägte diese dann derart an, daß die Tiere es nicht merkten. Kamen dann die müden Elche, so lehnten sie sich gewohnheitsgemäß gemütlich an die betreffenden Stämme, die dann auch prompt samt den Tieren umfielen,

romanischer Baukunst unserer Gegend für fernere Zeiten zu erhalten. 1829 fand die feierliche Grundsteinlegung des Baues statt, der unter Leitung Oberbaudirektors Heinrich Hübsch 1839 vollendet wurde. Heute liegt das Tal von Tennenbach friedlich in idyllischer Einsamkeit, nur die kleine Laienkapelle zeugt noch vom früheren Vorhandensein des Klosters. Die Ludwigskirche dagegen fiel dem Bombenangriff 1944 zum Opfer.

Die unweit der Laienkapelle im Tennenbacher Tal gelegene Gastwirtschaft hat so gut wie keinen Betrieb. Und doch war dieses Tal zur Zeit unserer Großväter ein beliebtes Ausflugsziel, und viel früher noch rasselte das Tal wider vom Durchzug geharnischter Ritter und Herren, die im Kloster Einkahr hielten, mit Aebten und Mönchen an schweren eichenen Tischen saßen und bei einem Humpen Wein über der Welten Lauf diskutierten. Was davon übrig blieb, ist eine liebliche Wüstung, mit saftig-grünen Matten im Grund und dunkeln Tannenwäldern an den Talhängen.

Heute ist Tennenbach ein verlassenener, stiller Winkel, weltabgeschieden und fern allem Verkehr, geschmückt mit dem wehmütvollen Hauch längst vergangener, glanzvoller Zeiten, ein Ausruheplätzchen, wie geschaffen zur Erholung abgespannter Nerven gehetzter Großstadtmenschen.

wobei letztere infolge der gelenklosen Beine das Aufstehen vergebend, kinderleicht von den knitzten Vorfahren der heutigen Schwarzwälder kassiert werden konnten.

Weiterhin berichtet der Feldherr von einem, wie ein Hirsch gestalteten Tier, das mitten auf der Stirn ein sich am freien Ende verästelndes Horn trug und gibt damit den Beweis, wie alt die Sage vom berühmten Einhorn schon ist, das sich bis in die heutige Zeit herübergerettet, im Märchen der Gebrüder Grimm „Das tapfere Schneiderlein“ fröhliche Urständ feierte. Die Auerochsen, die wirklich einmal unsere heimischen Wälder durchtrampelten und mit Behagen sich im sumpfigen Morast suhlten, schilderten die damaligen Schwarzwälder dem römischen General als elefantengroße, mit unheimlicher Kraft und Wendigkeit begabte, stierähnliche Tiere.

Ein anderer römischer Offizier, der Rittmeister Plinius, der zehn Jahre an der germanischen Front focht, erzählte seinen Landsleuten, es gäbe dort Vögel, deren Federn nachts feurig leuchteten. Vielleicht hat ihn der Anblick eines Fasans zu dieser Idee angeregt, oder aber, was eventuell richtiger ist, irgend ein Sohn des germanischen Urwaldes wollte den Herrn Rittmeister mit dieser Schilderung „auf den Arm nehmen.“ Wer weiß? Eines aber ist gewiß, daß Schwarzwälder Pflückigkeit und Schlitzohrigkeit beim Geschichtenerzählen bereits von Julius Cäsar erkannt worden war, was ihnen hinwiederum zur Ehre gereicht. R.F.T.

Sumpfdotterblume / Von Friedrich Schnack

Die Sumpfdotterblume ist wohl keine ausgesprochene Freundin des Sumpfes, sonst würde sie die klaren Bäche meiden. Das Metall ihrer Blüte hat einen blendenden Schimmer, und die ungeteilten gelappten Blätter schwellen im Saft. Die Unschuld des Frühlings, die selbst den Sümpfen ihren Charme verleiht, macht sie so leuchtend und klar. Doch ist sie kühl. Wer am Wasser wohnt, kann nicht heiß sein. Ihre Blüte erinnert an die gesunde Farbe des Eidotters oder an den Anblick bäuerlichen Butterschmalzes, zudem schimmert ihr Laub gefettet. Sie ist so prächtig und auffallend, daß sie auch in die Gärten, zu kleinen Wasserläufen und Teichen, gezogen ist. Dem Brokat des Grases sind ihre glänzenden Borten aufgenäht, und der Bach zwischen ihnen glitzert und funkelt wie ein Band von Silber.

Hätte ich etwas mehr Zeit, würde ich den Reiz ihres Schmelzes ergründen, und gäbe es nichts anderes zu tun, käme ich vielleicht ihrem Lebensgeheimnis, das von dem feuchten Element durchwirkt ist, auf die Spur. Aber der Weg zur Stadt führt mich hastig an ihr vorüber, und ich kann ihr nur einen flüchtigen Blick widmen. Doch der Goldglanz erhellt mein Gemüt, ich fühle mich erheitert: die Welt erscheint mir auf einmal nicht mehr gar so trüb; die Pflanze besitzt demnach eine alchimistisch-verwandende Kraft: Zarte Wesen sind oft sehr stark. Nicht anders ist es mit dem Löwenzahn. Er verzaubert nicht nur die noch eintönige Wiese, als wäre ein goldener Regen von Sternentalern heute nacht auf sie herniedergeprasselt, auch in mich sprüht er seinen Goldglanz: sicherlich hat mich soeben beim Vorüber-eilen eine Strahlengarbe goldenen Wiesenlichtes getroffen. Ich atme tief auf, und mit diesem Atemzug schöpfe ich aus dem Lebensbrunnen der Schöpfung. Gott sei Dank, daß es noch den Löwenzahn gibt, denke ich. Sein „aurum potable“ ist für den Menschen gemacht, eine solche Kur hat ihre Kraft.

Ein paar Lichttropfen Löwenzahngold oder Dotterblumeneigelb tun Wunder.

Dabei ist der Löwenzahn eine vitaminreiche Frühlingskost und eine Heilpflanze für mancherlei Leibesbeschwerden. Indes, mir genügt die geistige Kraft der Blumen, und so kann ich die Sumpfdotterblume und den Löwenzahn ungepflückt an ihrem Orte stehen lassen, so daß sie auch denen helfen können, die nach mir des Weges kommen — morgen, übermorgen, die ganze Woche.

Maienliebe / Hermann Claudius

Ich halte dich in Armen
Und um uns blüht der Mai
Ich wüßte nicht, was schöner
Auf Gottes Erde sei.

Wir sehen durchs Gezweige
Die weißen Wolken gehn.
Daß wir sie beide sehen,
Das macht sie doppelt schön.

Der Kuckuck ruft vom Walde
Ich horch ihm traumhaft zu,
Versunken und verloren
In du und ich und du.

(Aus dem Gedichtband „Nur die Seele“
Verlag C. Bertelsmann.)